

Der Tod*

Mit dem Leben ist dem Menschen auch der Tod gegeben, der grausam und im letzten ungreiflich in das Leben hineinragt. Dilthey hat hier die Grenze der lebensphilosophischen Auffassung gesehen: „daß das Leben den Tod erblickt, ohne ihn verstehen zu können“, „daß das Gefühl des Lebens in uns den Tod nur als äußeres Faktum hinnehmen, aber nicht wirklich fassen kann.“ Der Mensch versucht zwar, vor dieser Bedrohung auszuweichen, indem er die Augen vor ihr verschließt. Aber er schafft damit die Bedrohung nicht aus der Welt, sondern belügt sich selbst, und am Ende kann er dem Tod doch nicht enttrinnen. Er muß sich mit ihm auseinandersetzen. So heißt es schon in der Bibel: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!“ Und die dunkle Mahnung des *memento mori*, bedenke, daß du sterben mußt! zieht sich, bald stärker, bald auch schwächer betont, durch die ganze abendländische Geschichte.

Darum hat es auch immer wieder Versuche gegeben, den Tod als etwas Sinnvolles in das Leben einzubeziehen. Dahin gehört vor allem der weit verbreitete Gedanke der Polarität von Leben und Tod. Das Leben muß sterben, um neuem [30/31] Leben Platz zu machen. So hat es Bachofen aus dem Geist der Romantik als den Sinn der antiken Gräbersymbolik herausgestellt. Er betont hier: „Der Tod selbst ist die Vorbedingung des Lebens, und dieses löst sich wieder in jenem auf, damit so in ewigem Wechsel zweier Pole das Geschlecht selbst seine Unvergänglichkeit bewahre“, und er fährt fort: „Was dieser (der Tod) wegnimmt, ersetzt jenes (das Leben), und nur wo Altes verschwindet, kann wieder Neues entstehen.“ Es ist der typisch lebensphilosophische Gedanke eines durch die einzelnen Individuen hindurchgehenden Lebensstroms.

Und doch kann eine solche allgemeine kosmische Deutung dem Einzelnen die Auseinandersetzung mit seinem eignen Tod nicht abnehmen. Er kann sich auch nicht damit beruhigen, daß der Tod ja in irgend einer unbestimmten Zukunft liegt und ihn darum, insofern er in der Gegenwart lebt, noch nicht zu ängstigen braucht. Diese Flucht vor dem Gedanken an den Tod verdeckt nur den tieferen Zusammenhang. So wie allgemein die Zukunft kein bloßes „Noch-nicht“ ist, sondern als Planung und Erwartung, als Hoffnung und Befürchtung schon als Moment in der Gegenwart selber enthalten ist, so ist auch die Gewißheit, sterben zu müssen, schon als mitbestimmendes Element in jedem Augenblick des Lebens enthalten. Daraus ergibt sich die Frage: Was bedeutet die Gewißheit, sterben zu müssen, wenn der Mensch nicht vor ihr ausweicht, sondern ihr ehrlich ins Auge blickt, für sein gegenwärtiges [31/32] Leben? Ich versuche die Antwort in drei Schritten zu entwickeln.

1. Zunächst bedeutet die Gewißheit, einmal sterben zu müssen, daß der Mensch sich mit seinem Leben in einer endlichen Zeitspanne einrichten muß. Er kennt zwar nicht das Ausmaß der ihm gegebenen Zeit, aber er rechnet mit einer gewissen normalen Dauer des menschlichen Lebens. Er muß darüber hinaus im Sinn des biologischen Phasenablaufs auch mit dem Abnehmen der Kräfte im Alter rechnen. Daraus folgt, daß der Mensch das, was er in seinem Leben erreichen will, nicht beliebig hinausschieben darf, sondern daß er sich anstrengen muß,

* Erschienen als Teilstück einer kleineren selbständigen Veröffentlichung für japanische Leser unter dem Titel: Die Ehrfurcht vor dem Leben, erläutert von K. Suzuki, Asahi Verlag Tokyo 1979, S. 30-36. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt..

die ihm voraussichtlich zur Verfügung stehende Zeit richtig zu nützen, um ihr einen möglichst großen Ertrag abzugewinnen.

Eine solche Betrachtung mag dem jugendlichen Menschen verhältnismäßig fern liegen, weil ihm das noch vor ihm liegende Leben praktisch unendlich zu sein scheint, aber sie gewinnt mit zunehmendem Alter beständig an Gewicht, und je mehr sich das Leben dem Tode nähert, um so mehr muß sich der Mensch überlegen, was er noch in seinem Leben zu Ende zu führen hoffen kann und auf was er verzichten muß.

2. Sehr viel tiefer greift eine zweite Überlegung: daß der Mensch überhaupt nicht einfach mit seinen Planungen und Erwartungen über seine Zukunft verfügen kann, daß der Tod vielmehr schon jeden Augenblick, schon heute oder morgen, [32/33] eintreten kann und dann allen seinen Planungen ein grausames Ende macht. Wenn man das verantwortlich bedenkt, dann ergibt sich, daß der Mensch den Sinn seines Lebens nicht von der Erreichung irgend eines erst in der Zukunft liegenden Ziels abhängig machen darf; denn dann würde es seinen Sinn verlieren, wenn der Tod vor der Erreichung dieses Ziels eintreten würde, und das Leben so vieler jung verstorbener Menschen wäre sinnlos geworden. Es folgt vielmehr, daß der Mensch sein Leben so einrichten muß, daß es in jedem Augenblick schon seinen Sinn erfüllt und also seinen Sinn behält, wenn es mit diesem Augenblick abbrechen sollte.

Das bedeutet nicht, daß der Mensch in der Gegenwart aufgehen soll. Er soll durchaus verantwortlich planen und nach höherer Entfaltung streben, aber er darf deswegen nicht das gegenwärtige Dasein aufopfern. Daraus folgt, daß das Leben einer doppelten Forderung genügen muß: Es muß sich im Augenblick erfüllen und sinnvoll bleiben, wenn es mit dem Augenblick abbricht, und es muß zugleich mit seiner Zukunft rechnen und diese in verantwortlicher Planung gestalten. Dieses eigentümlich paradoxe Verhältnis hat zuerst wohl Schleiermacher in seiner Pädagogik entwickelt. Bei der jeden Erzieher bedrängenden Frage, ob er das Glück der Kinder um ihres zukünftigen Lebens willen aufopfern dürfe, betont er: „Die Lebenstätigkeit, die ihre Beziehung auf die Zukunft hat, muß zugleich auch ihre Befriedigung in der [33/34] Gegenwart haben; so muß auch jeder pädagogische Moment, der als solcher seine Beziehung auf die Zukunft hat, zugleich auch Befriedigung sein für den Menschen, wie er gerade ist.“ Das hat zugleich, was hier nur angedeutet werden kann, auch eine politische Konsequenz: daß man nicht, wie es einem einseitig fanatischen Denken entspricht, um einer in der Zukunft zu schaffenden besseren Gesellschaftsordnung willen das Glück der gegenwärtig lebenden Menschen aufopfern darf, daß man auch hier vielmehr beides vereinigen muß, die optimale Befriedigung der Lebensbedürfnisse der gegenwärtig lebenden Menschen und den entschiedenen Kampf für eine künftige bessere Menschheit.

3. Dennoch bleiben alle diese, in ihren Grenzen durchaus notwendigen Überlegungen dem vollen Ernst der Todesdrohung gegenüber unzulänglich. Sie alle behandeln den Tod als etwas, mit dem man in aller Kühle und Sachlichkeit rechnen kann. In Wirklichkeit aber handelt es sich hier, wo das Leben des Menschen selber in Frage gestellt ist, um eine so radikale Erschütterung, daß in ihr wenig Raum bleibt für ein nüchternes Abwägen der Möglichkeiten. Den Menschen ergreift die Angst vor dem Tode. Und mit dieser Angst muß er sich auseinandersetzen.

Die Angst ist erst in der neueren Existenzphilosophie, anknüpfend an Kierkegaard und dann vor allem bei Heidegger in ihrem eigentlichen Wesen erkannt worden. Die deutsche [34/35] Sprache unterscheidet zwischen Angst und Furcht. Während die Furcht sich vor etwas Bestimmtem, genau Angebbarem fürchtet, vor einem wilden Tier, vor einem Überfall, vor Strafe oder sonst irgend einem Verlust, hat die Angst keinen bestimmten Gegenstand, vor dem sie sich ängstigt. Wenn die Angst dann vorüber ist, sagt der Mensch wohl: es war ja gar nichts.

Diese Aussage ist genau treffend. Es ist das Nichts selber, das in einem Gefühl der Unheimlichkeit aufbricht. Die ganze den Menschen sonst so warm und vertraut umgebende Welt ist wie weggerückt. Der Mensch hat nichts mehr, an das er sich halten kann. Er greift ins- Leere und hat das Gefühl, ins Bodenlose abzustürzen. So kann Heidegger zusammenfassen: „Die Angst offenbart das Nichts“. „Die Angst ist diejenige Grundbefindlichkeit, die vor das Nichts stellt.“

Alle Angst aber ist im letzten Todesangst. Das ist, um es genauer zu sagen, nicht die Angst vor dem möglicherweise sehr schmerzhaften Sterben, sondern die Angst vor dem unbegreiflichen und unvorstellbaren Nicht-sein. Diese Angst aber ist keine bedauernswerte Schwäche, die der Mensch nach Möglichkeit überwinden müßte. Im Gegenteil: diese Angst ehrlich auf sich zu nehmen und sie ohne Fluchtversuch durchzuhalten, erfordert vom Menschen einen starken Mut. Aber, wenn er der Angst wirklich ins Auge sieht, dann erfährt er da, wo ihm jeder äußere Halt entschwindet, in sich selbst [35/36] jenen letzten und unbedingten Halt, den die Existenzphilosophie mit ihrem eigentümlichen Begriff der Existenz bezeichnet, einen, wie Jaspers sagt, Halt im Unendlichen. Damit ist die Frage nach dem angemessenen Verhalten gegenüber der Todesdrohung, soweit es in dieser Kürze möglich war, beantwortet: Die Bedrohung durch den jederzeit möglichen Tod reißt den Menschen aus der scheinbaren Sicherheit seines alltäglichen Daseins heraus und zwingt ihn, indem sie ihm die ganze Ungeborgenheit seines Daseins offenbart, in die äußerste Schärfe seiner Existenz. Hier fällt alles Unwesentliche und Zufällige von ihm ab, so daß Jaspers sagen kann: „Was angesichts des Todes wesentlich bleibt, das ist existierend getan“, existierend nämlich im Sinn eigentlicher Existenz verstanden.